

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

22 (26.1.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Der Meisterdieb.

Ein neugriechisches Märchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne. Als er im Sterben lag, sagte er zu dem Ältesten, er solle gut auf seine Söhne achten. Nun war ihr Onkel Dieb. Um zu erproben, wer geeignet sei, zu seinen Diebstählen mitgenommen zu werden, steckte er eines Tages den Ältesten ins Zimmer und hing eine Drechsel auf und stellte auch einen Krug Wasser hinein. Der Knabe verjügte, die Drechsel zu erreichen, konnte es aber nicht. Sein Onkel kam und sah; es war nichts gemacht. Da nahm er den Ältesten heraus und ließ den mittleren hinein; auch dem ging es ebenso. Da sah der Onkel, daß auch der nicht ausgerichtet hatte, holte ihn heraus und ließ den jüngsten in das Zimmer. Dieser trug eine Mütze bei sich; die zog er hervor, befeuchtete sie und schlug mit ihr nach der Drechsel. Die Drechsel — verflucht du — wurde erweicht und fiel herab; er verzehrte sie. „Ein Onkel kam und sah die Drechsel zertrümmert; da sagte er: „Du pagst für mich.“ Er nahm ihn mit, und sie zogen zum Stehlen aus.

Auf ihrer Wanderung trafen sie einen, der pflügte. Da sagte der Onkel zu dem Knaben: „Können wir dem seine Ochsen nehmen?“ — „Wir können es,“ antwortete der Knabe. Er ging, hängte sich an einen Dornbaum und schrie: „Ach Onkel, lauf und rette mich!“ Der Mann, der pflügte kam, um ihn zu retten; sein Onkel nahm inzwischen den einen Ochsen — und mit vollen Segel davon! — Um nun auch den zweiten Ochsen zu bekommen, legte er sich auf die Erde, legte einen Felsstein auf sich und schrie: „Ach Onkel, komm und rette mich!“ Der Mann kam, den Knaben zu retten, und sein Onkel nahm auch den zweiten Ochsen — und ließ ihn nicht gesehen, war er weg. Den Schwanz des Ochsen schnitt er ab und steckte ihn in die Erde. Als der Mann ihn sah, glaubte er, daß der Ochse eingegraben sei, und begann zu schreien, um ihn herauszuholen; aber er fand nur den Schwanz. Die Diebe genannen inzwischen Zeit, mit den Ochsen weit weg zu fliehen.

Als Onkel und Rette ziemlich weit gegangen waren, sahen sie einen Wald. Da sagte der Knabe: „Reißt du, Onkel, wie ich will, in diesem Walde Strohhalme zu brechen.“ Der Onkel willigte ein und sie trieben die Ochsen in den Wald, um sie zu schlachten. Dort sahen sie einen Widder mit einem Bidder die Straße entlang kommen. „Diesen Bidder,“ sagte der Knabe, „werde ich stechen, und du, Onkel, mache einen Spaziergang!“ Der Knabe zieht seinen Schuh aus und wirft ihn auf die Straße, wo der Bidder vorübergehen mußte. Der Türke erblühte den Schuh und sagt: „Nur ein Schuh, was soll ich damit machen? Wäre es doch ein Paar, aber was ist damit zu machen.“ Er ließ den Schuh liegen und ging weiter. Der Knabe kam schnell, nimmt denselben Schuh von seinem Blase, läuft, läuft und wirft ihn wieder auf die Straße, wo der Türke vorüberkommen mußte. Als der Türke den Schuh sah, sagte er: „Nicht, wo ich auch den zweiten gefunden habe, will ich umsehen und den zugehörigen holen, damit es ein Paar werde.“ Er bindet den Bidder an einen Baum und geht, um den Schuh zu holen. Der Knabe verlor keine Zeit, geht, bindet schnell den Bidder los und verflucht ihn. Der Türke kommt zurück, dort, wo er den Bidder angebunden hatte — aber leuchte und sah nur seinen Bidder!

Über was nun, wo das Weintragen kam und er einen Bidder brauchte? So ging er nach dem Dorf zurück und kaufte einen andern. Der Türke kam nun wieder mit dem Bidder und kaufte einen Sinn darauf, ob er nicht auch den ersten wiederfinden möchte. Der Knabe sah ihn von fern und begann in dem Wald, wo er weiter zu schreien: „Ach, daß ich genau wie ein Schafschädel den Bidder finde, dann er wieder den Bidder an und stecht den geschloßenen. Der Knabe zieht aus dem Walde heraus und steht auch diesen. Als der Knabe die Türle zurückkam und auch den geschloßen sah, sagte er den Entschluß zu geben — um Bett weis, was für ein Weintragen er gefeiert hat.

Nun ging der Knabe zum Onkel, und sie schlachteten den Ochsen, um Strohhalme zu brechen. Um seinen Onkel zu erschrecken, nahm er den Magen, ging ein Stück weit weg, hing ihn an einen Dornbaum und schlug ihn mit einer Aute. Dazu schrie er: „Ach, daß ich ja nicht, der ihn geschloßen hat.“ Der Onkel ist! Mein Onkel hat ihn geschloßen.“ Der Onkel brauchte nur dies Geschrei zu hören, so ließ er das Fleisch vor Schrecken fliegen und ließ, so schnell er konnte! Als er ihn so fliehen sah, lud er ein Geldstück an sich, um zurück zu gehen und sagte ihm, daß er ihn nur zum Narren gehalten habe.

Als einige Zeit vergangen war und ihre Mundvorräte zu Ende waren, sagte er zu seinem Onkel, sie wollten in die Schatzkammer des Königs einbrechen. Sie kamen zur Schatzkammer und fanden Mittel und Wege, hineinzustiegen, das einmal der Jüngling, das andere mal der Onkel. Nun sah der König, daß das Geld fehlte, und ließ einen Kessel mit Feuer und Fackeln hinstellen. Damals war gerade die Reihe hineinzustiegen am Onkel. Er stieg hinein, um zu sehen, was in dem Kessel und über dem Kessel. Sobald der Jüngling den Onkel im Kessel leben sah, schnitt er ihm den Kopf ab, damit er nicht verraten läge. Des Morgens kam der König und sah einen Rumpf im Kessel. Er wußte nicht, wer der Dieb war. Nun hatten sie einen alten Dieb im Gefängnis; an den wandten sie sich und fragten ihn, was sie tun müßten, um den Dieb ausfindig zu machen. Der sagte, sie sollten den Rumpf nehmen und überrollen herumtragen, und wenn Frau weinen würde, der sei es. Der Knabe geht in das Haus seines Onkels und zerbricht einen Krug mit Öl; da begann seine Lante zu weinen. Zu dieser Stunde wurde gerade der Leichnam ihres Mannes vorübergetragen. Auf diese Weise entging sie den Nachforschungen.

Sie stellten nun dem alten Dieb mit, daß sein Plan nicht gelungen sei. Der sagte, sie sollten den Rumpf nehmen und weine, den sollten sie festnehmen. Der Jüngling nahm Priesterkleider mit, suchte die Wächter des Leichnams auf und machte sie gründlich betrunken. Dann als sie in Schlaf gesunken waren, zog er allen Priestern, der an; darauf nahm er den Leichnam seines Onkels und vergrub ihn.

Sobald der König den Rumpf sah, der ihm gespielt worden, sandte er einen Ausruf aus, welcher verkündigte, daß der, der dies alles getan habe, vor ihn treten und es sagen solle, ohne daß es ihm irgendwelchen Schaden bringen werde. Der Jüngling trat vor. Nun hatte gerade an jenem Tage ein anderer König an diesen einen Brief geschickt, in welchem er erklärte, daß er in Verlegenheit sei, da Diebe ihm zusetzten und er sie nicht fassen könne. Der König sagte zu dem Diebe: „Kannst du auch dem etwas helfen?“ Der Dieb antwortete: „Wünschst du, daß ich ihn selbst fessele und der Dieb antwortete: „Wünschst du, daß ich ihn selbst fessele und die im Koffer bringe?“ Der König gab ihm dazu die Erlaubnis

Der macht sich also auf, nimmt ein Töpfchen Honig und einen Saft Federn und geht. Als er in die Nähe des Palastes des zweiten Königs gekommen war, schüttete er den Honig auf eine Platte, zog dann die Kleider aus und bestrich sich ganz mit Honig. Darauf öffnete er den Saft und liebt sich alle Federn an seinen Leib, daß er wie der Gottselbeins aussah. In diesem Zustande ging er zu dem Fenster des Zimmers, in welchem der Bruder des Königs schlief, öffnete es mit einem Kunstgriff, stieg hinein und trat zu dem Schlafenden, indem er mit rauher Stimme sprach: „Ich bin der Engel des Herrn und bin gekommen, deine Seele zu holen.“ Der Unglückliche verlor vor Schrecken die Fassung; er hat, er möge ihn bis morgen noch freilassen, damit er sein Testament mache. Als es Tag geworden, machte er sein Testament und alles, was sich gehörte. Gegen Abend kam der Dieb wieder, steckte ihn in einen Koffer und brachte ihn zum König. Der König holte ihn aus dem Koffer heraus und sagte zu ihm: „Ein andermal verhalte dich nicht wieder deinen Nächsten, wenn du die Ursache nicht genau kennst!“ Dann bewehrte er ihn im Palast und schickte ihn sodann wieder in sein Reich.

Aus der Sammlung Neugriechischer Märchen, die B. Kretschmer bei Emma Dieberichs in Jena als neuen Band der „Märchen der Weltliteratur“ (jeder Band gebunden 3 Mk.) herausgibt. Derselbe Stoff ist vielen Völkern gemeinsam und auch in deutschen Märchen vertreten.

## Ein in deutscher Gefangenschaft befindlicher Franz. Universitätsprofessor gegen die Verleumdungen des „Matin“.

Die in Metz erscheinende „Gazette deorraine“, die bei Ausbruch des Krieges ins Leben gerufen wurde, um die deutschen Interessen in französischer Sprache zu vertreten, veröffentlichte einen an sie gerichteten Brief des z. Zt. in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlichen französischen Universitätsprofessors Camille Clerc nebst einem offenen Brief, „An die Familien der französischen Gefangenen“, von Prof. Clerc auf das entschiedenste gegen die Verleumdungen des „Matin“ über die angeblich grausame Behandlung der Kriegsgefangenen Franzosen in Deutschland Stellung nimmt. Es heißt darin:

„Zeit mehr als 22 Monaten ertrage ich mich in Raastatt in dem Großherzogtum Baden einer herzlichen, kostenlosen Gastfreundschaft, die mit mir 3000 meiner Mitbürger in Zivil teilen. Da wir uns in einem Durchgangslager und Konzentrationlager befinden, habe ich mich mit hundertern von Kameraden unterhalten können, die, aus allen Winkeln Deutschlands kommend, mir die ins Kleinste gehenden und genauesten Berichte über die wirkliche Lage der französischen Gefangenen lieferten. Aber ich will nur aus meiner eigenen Erfahrung sprechen.“

Da ich stets mit dem ganzen Personal des Lagers in Beziehung stehe, und ziemlich gut deutsch spreche — ich habe es einstmals an Ort und Stelle studiert und es seit 12 Jahren gelehrt — habe ich hier einen ausgezeichneten Platz, um zu sehen und zu hören. Und niemals habe ich irgend einen Deutschen die geringste Rohheit oder die geringste Gewalt ausüben sehen. Ich habe niemals eine Beleidigung gehört, noch ein rohes Wort! Niemand von uns hat jemals eine Erniedrigung, noch eine Beschimpfung erduldet. Der „Matin“ lügt also, wenn er behauptet: „Schon seit langer Zeit weiß man, mit welcher grausamen Rohheit die Deutschen ihre Gefangenen behandeln. Unsere Soldaten, die von Großbritannien und mehr noch die Jaren, extragen, sobald sie in der Gewalt der Boches sind, Erniedrigungen und Torturen, die auf die gemeinste Weise ausgeübt sind, um sie zu demütigen.“ Nein! Wir sind nicht deprimiert, nicht verzweifelt, nicht gedemütigt! Und die deutsche Verwaltung tut alles, was in ihren Kräften steht, um unsere Gebuld und unseren Mut zu stärken, indem sie unsere physische und moralische Gesundheit bei Kräften erhält. Spaziergänge, Unterhaltungen, Konzerte und die größten Erleichterungen bei der Ausführung persönlicher Arbeiten machen uns die Gefangenschaft kürzer und angenehmer. Die Kranken und Verwundeten werden von den deutschen Ärzten, den Krankenschwestern und Schwestern mit einer Sorgfalt gepflegt, die jeden Lobes würdig ist. Und wenn einer der Unseren gestorben ist, so unterhält fromme Fürsorge sein Grab. Uebrigens ist die Sterblichkeit gleich Null, weil geringer als sie in normaler Zeit bei so großen Menschenansammlungen sein würde.

Nun sind es auch, wenn der „Matin“ hinzufügt: „Deutschland bestiehlt seine Gefangenen. Es konfisziert die Lebensmittel, die an sie geschickt werden. Der Tee, die Konferven, die kleinen Verzehrer, die das Mitleid ihnen schickt, behalten die Gefangenenwärter Wilhelm für sich, und mon den Gefangenen nur einige Brotkrumen aus.“ Mit der größten Entrüstung protestieren wir gegen diese Verleumdungen. Zuerst einmal ist es kaum möglich, uns „nur einige Brotkrumen“ anzufressen, da wir kein Brot mehr empfangen und da allein die (schweizerische) Bundesregierung das Recht hat, uns Brotback zu schicken. Andererseits werden alle unsere Koffer ohne Ausnahme nur von Franzosen besetzt, ebenmäßig in den Umkleekabinen wie auf den Postbüros der Gefangenenlager: sie werden von Deutschen kontrolliert, aber in unserer Gegenwart. Aber niemals, ich habe dafür die besten Beweise, niemals ist ein einzelnes Paket, noch auch irgend ein Gegenstand von einem Deutschen entwendet oder zurückgehalten worden. Und doch kamen vor der Zurückhaltung des Paketes für das Lager von Raastatt allein mehr als 25000 Pakete monatlich an; heute übersteigt die durchschnittliche Menge für den Monat immer noch 14000 Stück. Alles das was verschickt wird, wird uns getreulich zugewandt.

Wir bitten also, unsere Familien, unsere Freunde und alle die, die sich für uns interessieren, nur das zu glauben was wir ihnen in unseren Briefen sagen, die frei und ohne jeden Zwang geschrieben sind. Unter eidlicher Versicherung bekäftigen wir noch einmal, daß alle Sendungen regelmäßig an uns gelangen, ohne daß irgend etwas von den Deutschen

behalten wird, und wir sprechen es mit lauter Stimme aus, daß wir keine schlechte Behandlung, keine Erniedrigung, keine Schmach zu erdulden haben. Die wohlwollende Höflichkeit unserer Wächter und unserer Vorgesetzten hilft uns stark zu bleiben, voll Mut und Hoffnung. Und indem wir die freudige Stunde der Rückkehr erwarten, fliegen unsere Gedanken und Träume über die Vogesen zu den von uns geliebten und nach Frankreich.“

Clerc, Camille, Universitätsprofessor, Korporal im 359. Inf.-Regt., Zivilgefangenenlager, Raastatt, Großherzogtum Baden.

## Dermisches.

### Die Kultur einer neuen Diluvialrasse.

Zum ersten Male begegnen wir dem Menschen im Diluvium, in jener Periode, wo gewaltige Gletschermassen die nördliche Halbkugel unseres Planeten bedeckten und die man deshalb auch als „Eiszeit“ bezeichnet hat.

Ist uns die Ursache dieser Bergleertung der Erde auch heute noch ein Rätsel, so wissen wir doch, daß sie ein Zurückweichen und wieder Vorrücken der Eismassen zeigte. Die Dauer dieses Vorrückens und Zurückgehens betrug indessen ungefähre Jahrausende, womit wir ja bei allen geologischen Vorgängen zu rechnen haben.

Bei einem solchen Zurückweichen, das heißt also Abnehmen, der Gletscher wichen die tiefe, sich lang hinziehende Höhlen, die noch ihrem Ausströmen der damaligen Tierwelt Heim- und Zufluchtsstätten boten.

Eine dieser Eiszeithöhlen befand sich einst im Neandertale bei Mettmann im Rheinland. Heute ist sie verschunden, sie rief dem Steinbruchbetriebe, also der menschlichen Gewinnlust zum Opfer. In ihr fand Substrat im Jahre 1857 einen Schädel, dessen Träger einer ausgestorbenen Menschenrasse angehört haben möchte. Es widersprach aber dieser Annahme die Autorität Brochows, der die Anomalie des Schädels einer krankhaften Veranlagung seines Besitzers zuschrieb — ein Standpunkt, der heute im allgemeinen aufgegeben ist. Da gelang es 1908 dem schweizerischen Forscher Dr. Otto Sauer, im Diluvium von Le Moustier im Süddeutschen Frankreich das vollständige Skelett eines Urmenischen aufzufinden, dessen Schädel in allem dem Neandertaler gleich. Die Existenz der Eiszeitmenschen war damit wissenschaftlich festgestellt. Später folgte die Entdeckung des Aurignacmenschen in jüngeren Diluvialschichten von Aurignac an der Garonne durch den gleichen Gelehrten.

So konnte die Wissenschaft bisher zwei wesentlich voneinander verschiedene menschliche Urzeitrasse: den gedrungeneren, massigen, herabstehenden Neandertaler und den schlanken, kulturell weit höher stehenden Aurignacmenschen.

Da übertrug Sauer in seinem letzten erschienenen Werke: „La Micoque, die Kultur einer neuen Diluvialrasse“ (Weil u. Co., Leipzig), die gelehrte Welt mit der Kunde von dem vorgeschichtlichen Dasein einer dritten menschlichen Vorzeitrasse.

Unweit der Hundswitze des ersten Neandertalers und des Aurignacmenschen, im Gebiete der Dordogne und bezare (beides Nebenflüsse der Garonne), die man infolge ihrer reichen vorgeschichtlichen Schätze das „diluviale Rompeil“ genannt hat, liegt ein kahler, baumloser Hügel: die Micoque. Er ist der Fundort zahlreicher Feuersteinwerkzeuge von eigenartiger, hier zum ersten Male beobachteter Technik, daß dieser Umstand die Annahme einer besonderen, in grauer Vorzeit hier hausenden Urzeitrasse gerechtfertigt erscheinen läßt. Forschungen, die der schweizerische Anthropologe in jüngster Zeit anstellte, haben in ihm die Ueberzeugung wachgerufen, daß die Micoquekultur auch in Deutschland (Fund von Weimar-Laubach-Gründing, Marktleberberg bei Leipzig, Kösthen bei Nickenfels, Soblefeld bei Rürnbach u. a.) und in der Schweiz (Waldkirch-Jelaphöhle an Sants u. a.) weit verbreitet war.

So zieht die Wissenschaft auch während des blutigen Weltkriegens ruhig ihre Bahn dahin zu immer größerer Vollkommenheit des Menschengeschlechts.

Wir aber wollen mit dem unermüdeten Forscher der Hoffnung leben, daß es ihm nach Beendigung des grimmigen Kampfes recht bald gelingen möge, den neuen Urmenischen in einem recht stattlichen Vertreter aus seinem vieltausendjährigen Felsenlager zu befreien.

38. Wieviel Radium wird im Jahre gewonnen? Ungefähr 6 Radiumbrillen gewinnen aus hunderttausend Tonnen Rohstoff durchschnittlich 3 Gramm Radium im Jahre. Sie kosten aber bisweilen mehr als eine Million Mark. In den Vereinigten Staaten wird gegenwärtig ein Gramm Radium mit mehr als 100 000 Dollar bezahlt.

Eine Riesenwurst als Künstlerhonorar. Von einem Künstlerhonorar, das man in unseren Tagen erst ganz vollkommen würdigen würde, weiß eine alte Chronik der Stadt Hildesheim zu berichten: „Ein Bildhauer bekam zu Anfang des 16. Jahrhunderts für ein dem wohlhablichen Rat die Stadt gefertigtes Bildwerk, außer einem guten Lohn noch eine gefüllte Wurst. Die Wurst war von der Dicke eines tüchtigen Mannesarmes. Diese verzehrte er im Amtshaus und lud auf die Elle vier Gänge. Dabei fand ein ganz gemalltes Trinken statt.“

## Heiteres.

In Bielefeld. Als die Senegalener in Marseille ankommen, erhielten sie als Entschädigung für die lange Fahrt zwei Tage Ruhe, mit der Erlaubnis auszugehen. Am selben Abend wird in zwei von ihnen auf der Colbertstraße im Damengewande abgefaßt. Sie wurden auf die Wache gebracht und dort verhört. Nach dem Grunde ihrer sonderbaren Auftretens befragt, meinte der eine schüchtern: „Wir hatten zwei Tage Urlaub!“ — „Ganz schön, aber was hat der Urlaub damit zu tun?“ — „Wir haben gelauscht, wie die in Bielefeld ausgehen!“ (Argiz. der 2. Armee.)